

Verlag: Druck und Verlagsanstalt v. G. & C. in Halle a. S. ...

Halle'sche Zeitung.

Verleger: G. G. G. in Halle a. S. ...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Halle a. S., Freitag 10. Januar 1896.

Die Wasser verlaufen sich.

England bläst in der Transvaal Angelegenheit auf allen Seiten ...

London, 10. Januar. Die Nachricht der Times von einer ...

Deutsches Reich.

Der Kaiser empfing gestern Vormittag den Kriegsminister ...

Vom Kaiser ist auf die Glückwunschkarte ...

Am Hofbericht wird ausdrücklich hervorgehoben ...

In der bayerischen Abgeordnetenkammer ...

Es beabsichtigt sich, daß auf Wunsch des Staatssekretärs ...

Der Kaiser hat das Großkreuz des Königlich-preussischen ...

In der vielfach erörterten Frage der Stellung des ...

Der Direktor der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes ...

Der Kaiser hat das Großkreuz des Königlich-preussischen ...

In der vielfach erörterten Frage der Stellung des ...

Der Direktor der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes ...

Der Kaiser hat das Großkreuz des Königlich-preussischen ...

In der vielfach erörterten Frage der Stellung des ...

Der Direktor der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes ...

Der Kaiser hat das Großkreuz des Königlich-preussischen ...

In der vielfach erörterten Frage der Stellung des ...

Der Direktor der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes ...

Der Kaiser hat das Großkreuz des Königlich-preussischen ...

In der vielfach erörterten Frage der Stellung des ...

Der Direktor der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes ...

Der Kaiser hat das Großkreuz des Königlich-preussischen ...

In der vielfach erörterten Frage der Stellung des ...

Der Direktor der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes ...

Der Kaiser hat das Großkreuz des Königlich-preussischen ...

In der vielfach erörterten Frage der Stellung des ...

Der Direktor der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes ...

Parlamentarisches.

Die wirtschaftliche Bereinigung des Reichstages ...

Die VIII. Kommission zur Vorbereitung des Gesetzesentwurfs ...

Deutscher Reichstag.

Als Herr v. Buel am 17. v. Mts. die Reichsboten ...

Bei Beginn der Beratung waren fünfzig Abgeordnete ...

Die VIII. Kommission zur Vorbereitung des Gesetzesentwurfs ...









(Nachdruck verboten.)

## Das Teſtament der Judierin.

12) Roman in zwei Bänden von Mary Cecil Day  
(Warham Howard).

„Du bietest mir Deine Mittel oder Nieschläschchen nie an.“ bemerkte Lawrence jetzt, als die Beiden ihn mit Honor allein gelassen, und nun war sein Ton, wenn auch etwas piffrig, weder rauh noch mürrisch, „warum sagst Du mir nicht, was mir fehlt, wie jene?“

„Erinnern sie Dich nicht,“ fragte Honor, während sie eine Rosenknoſpe aus einer der Vasen, die auf dem Tiſche standen, nahm, „an den Shakepearſchen Schuhmacher, der Lord Toppington ſagte, daß er ſich geirrt hätte, wenn er vermuthete, ihn drückte der Schuh?“

Der Advokat lachte, als ob er ein ganzes Jahr ſich nicht ſchlecht befunden hätte.

„Deine ſchönen Augen kann man nicht täuſchen; gib mir die Rosenknoſpe, ſteck ſie mir ſelbſt ins Knopfloch, das wird mich kuriren.“

Doch mit der äußerſten Bedachſamkeit beſtieg ſie dieſelbe an ihrem eigenen Kleide.

„Hier, Lawrence, bitte trink dies, dann wird Dir bald beſſer werden,“ ſagte Jane, indem ſie mit einer Mirtur im Glaſe geräuſchvoll eintrat, „Du hätteſt früher nach Haus kommen ſollen und Dich pflegen. Du biſt ſo gleichgiltig gegen Deine Geſundheit.“

„Ich habe irgendwo“, bemerkte Honor ruhig, „von einem jungen Marinekapitän geſehen, welcher während des Kampfes in den Arm geſchoſſen war und, als er um die Erlaubniß bat, in die Kajüte gehen zu dürfen, damit derſelbe amputirt werde, ſich erſt entſchuldigte, den Kampfplatz wegen eines ſo trivialen Geſchäfts verlaſſen zu müſſen. Er war wie Lawrence.“

„Genau ſo,“ ſtimmten Phoebe und Jane in einem Athem bei, da ſie die Worte zwar gehört hatten, ohne in der Aufregung den Ton, in welchem ſie geſprochen, bemerkt zu haben.

„Am Himmelswillen ſetzt Euch her, Ihr Beiden“, ſchrie Lawrence plötzlich in unerklärlichem Aerger, „und bleibt mir mit dieſen verdamnten Brühen vom Leibe.“

Nachdem alle Beſucher das weiße Haus verlaſſen hatten, ſaß Mrs. Bayte einen tiefen Seufzer, wie es ſchien, der Erleichterung, aus und beſagte dann in ihrer gewöhnlichen Gaſtigkeitszeit Mrs. Diſbrowe über Verſchiedenes, was ſie nicht hatte hören können, oder was für ihr Ohr nicht beſtimmt war.

„Ich dachte es mir,“ rief ſie ſo ſelbſtgefällig an ſich, als ob man ihr die größte Schmeichelei geſagt hätte, „ich bemerkte auch, daß Mr. Daughton ſich über mich ärgerte, daß Rittmeiſter Trent ſich zu Tode langweilte, daß jenes kleine Mädchen mit dem holländiſchen Geſicht nur in meiner Nähe blieb, weil ihr Vormund es that und Honor Craven — nun, die war entſetzt über Alles, was ich zu Dir ſagte.“

„O nein,“ ſiel die Kranke ängſtlich ins Wort.

„O doch,“ entgegnete die kleine alte Dame mit jenem durchdringenden Blicke, der anzeigte, wie ſchwer man ſie täuſchen konnte, „ich weiß, daß ſie mit Dir über mich ſüſterte, gerade, bevor ſie weging.“

„Sie ſagte nur,“ antwortete die kranke Dame mit einem Lächeln angenehmer Erinnerung, „ſie ſei feſt überzeugt, Du meinteſt die ſpißen Redensarten, die Du gegen mich richtest, nicht ſo böſe.“

Royden Keith ritt, nachdem er Kinbury hinter ſich geſaſſen, auf der Chaiſſee an der Parkmauer und der hohen Hecke, welche des Gehölz von Abbotsmoor begrenzte, entlang; dann wandte er ſich ſeitwärts in einen ſchmalen Weg, welcher im rechten Winkel zur Heerſtraße lief und an das Gehölz von dieſer Seite anſtieß. Hier mäſigte er die Gangart ſeines

Pferdes, nicht allein, weil das Erdreich holperig und durchſucht war und Robin Hood aus eigenem Antriebe ſchon ſeine graziöſen Schritte verlangſamte, ſondern auch, weil er ſich nicht zu beeilen wünſchte.

Er mochte ungefähr eine halbe Stunde dieſem Pfade gefolgt ſein, als er die Zügel bei einer niedrigen, ſtrohbedeckten Hütte kürzte. Die Wände derſelben waren verwittert, das Dach zerriffen und die Fenſter größtentheils nur mit Papier verklebt. Doch kräufelte ſich dünner, blauer Rauch langſam aus dem geborſtenen Schornſtein vor dem dunkeln Hintergrund des Partes. Als Royden ihn bemerkte, ſtieg er ohne Zögern ab, band das Pferd an einen Ebernbuſch, welcher in der Nähe der Gartenpforte ſtand, und ſchritt auf die Thür dieſes troſtloſen kleinen Gebäudes zu, an die er mit ſeiner Reitpeitsche pochte.

„Gewiß war es einſt eine nette Hütte,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „ich möchte wiſſen, ob alle Hütten auf dieſem Gebiete von Abbotsmoor ſo in Verfall gerathen ſind, wie dieſe hier.“

Auf ſein wiederholtes Klopfen erfolgte keine Antwort; als er jedoch eben umkehren wollte, um ſich nochmals von dem emporſteigenden Rauch, der das Vorhandenſein eines Menſchen bekundete, zu überzeugen, kam ein alter Mann um die Ecke mit einem Spaten auf ſeiner Schulter. Er hatte augenſcheinlich im Garten hinter dem Gebäude gearbeitet und daher Royden's Klopfen nicht hören können. Sein Erſtaunen, als er einen Fremden vor der einſamen Hütte ſah, brachte einen Blick der Verluſtigung in Mr. Keith's Augen.

„Was wünſchen Sie?“ fragte jener ängſtlich.

„Ich möchte,“ ſagte Royden, „einige Fragen über dieſe Hütte und ſeine früheren Bewohner an Sie richten; wenn Sie mir dieſelben beantworten, werde ich Ihnen ſehr dankbar ſein.“

Der alte Mann ſtellte den Spaten nieder und lehnte ſich auf denſelben, während Royden ſeinen Arm auf den Zweig eines Apfelbaumſtrumpfes legte und nach der Thür der Hütte blickte, als ob er ſie trotz ihres räucherigen, verfallenen Ausſehens gern betreten hätte.

„Wohnen Sie hier ſchon lange?“ fragte er endlich als er einſah, daß jener ſich befragen laſſen wollte.

„Ich weiß nicht, was Sie lange nennen,“ entgegnete der alte Mann mürriſch, „ich wohne hier ſeit ungefähr ſieben Jahren; genügt Ihnen das?“

„Sie übernahmen die Hütte von einem Manne Namens Territ, nicht wahr?“

„Ich nicht.“

„Nicht.“

„Ich verſtand, daß derſelbe hier vor etwa zehn Jahren gewohnt habe. Er war ein Bergmann und hatte eine Tochter, Margarethe mit Vornamen.“

„Ihren Namen kenne ich,“ ſiel der alte Mann ein, während er ſeine Fuhrſohlen vom Schmuze an dem Spaten befreite, den er in der Hand hielt; wenn das Alles iſt, was Sie zu wiſſen wünſchen, das kann ich Ihnen ſagen, gnädiger Herr,“ dieſes letzte Wort ſetzte er anſcheinend gegen ſeinen Willen hinzu, indem er das Geſicht und die Geſtalt ſeines Gegenüber anſtarrte, „ihr Name war Margarethe, ich habe von ihr gehört, ſie heirathete aus der Hütte fort und zog mit ihrem Manne nach der Kreisſtadt. Seitdem habe ich nichts wieder von ihr vernommen. Wünſchen Sie noch mehr zu fragen?“ fügte er hinzu, mit kritiſchem Auge den Hund betrachtend, welcher aufmerkſam zu ſeines Herren Füßen ſaß.

„Iſt Margarethe's Vater todt?“

„Ja, ſchon ſeit Jahren — gehört das Pferd dort vor der Pforte Ihnen?“

„Ganz recht, es iſt das meinige,“ erwiderte Royden freundlich, „doch ehe ich es wieder beſteige, laſſen Sie mich wohl einen Blick in Ihre Küche werfen, wollen Sie?“

„Seien Sie willkommen,“ antwortete dieſer, wenn auch nicht gerade ſehr zuvorkommend, „es iſt freilich nichts darin zu

sehen, aber wenn Sie sich die Mühe machen wollen —  
Mit diesen Worten steckte er den Spaten in das Kohlbeet und öffnete die Thür der Hütte.

So trostlos, wie das kleine Gebäude von außen aussah, war es in noch höherem Grade im Innern. Alles zeugte von Armuth, auch verrieth nichts eine weibliche Hand.

„Die Thür, die nach hinten hinausführte, haben Sie zu mauern lassen, wie ich sehe?“

Der alte Mann blickte mit unverhohlenem Erstaunen in das ernste, düstere Antlitz.

„Sie sind hier also bekannt?“

„Nur von Hörensagen,“ war die ruhige Antwort, „jeder der von dem Morde des Baron Myddelton gehört hat, muß auch von der Hütte der Territs gehört haben.“

„Ach ja; damals wurde viel von ihr gesprochen.“

„Gabriel Myddelton,“ fuhr der Besucher leicht und langsam fort, indem er in der Küche auf und ab ging, „schüttete dort, wie man sagt, das Wasser aus, worin er seine Hände nach dem Morde gewaschen, und warf seine blutbesteckten Manschetten in das Feuer; wissen Sie vielleicht, wo er den Rock versteckte?“

„Gott bemahre mich! Was weiß ich von solchen Dingen,“ rief der alte Mann mit frommem Abscheu aus, „für mich ist es am besten, ganz zu vergessen, daß je hier ein Mörder verweilt hat; ich nahm mir nicht einmal die Mühe, darnach zu fragen, wo man den Rock oder etwas Derartiges gefunden, ja nicht!“

„Margarethe, glaube ich, war es, die ihn versteckte, aber ich habe nie gehört, ob sie oder ihr Vater denselben wieder ans Tageslicht förderte.“

„Mag sein, mag sein,“ entgegnete der alte Mann zerstreut, „Mädchen sind zuweilen unberechenbar; sie hat am Ende gar den jungen Myddelton schützen wollen, aber was weiß ich.“

Royden lehnte gegen den alten morschen Tisch in der Mitte der Küche und war, die Augen auf das glimmende Holzfeuer gerichtet, tief in Gedanken versunken, während seine eine Hand auf dem Kopfe des Bindhundes lag. Der alte Arbeiter beobachtete ihn mit verdächtigen Blicken. Bisher hatte eine Gestalt, wie diese, mit ihm noch nicht an diesem Küchenherde gestanden, und das Ungewohnte der Situation brachte ihn in Verwirrung.

„Er behandelt mich nicht stolz und von oben herab,“ dachte er bei sich, „aber ich kann doch nichts Gutes in seinem Hirssein erblicken, warum will er die alte Mordgeschichte, die Jedermann vergessen hat, wieder aufrühren?“ „Das ist aber ein schöner Hund,“ setzte er endlich laut hinzu. Royden fuhr aus seinem Sinnen auf.

„Ich danke Ihnen,“ sagte er, dem erlauchten Bewohner seine Hand reichend; „ich hatte Verlangen von der Zeit an, wo ich von dem Morde hörte, diese Hütte zu sehen. Es ist zwar, wie Sie richtig bemerkten, wenig Sehenswerthes darin, doch bin ich Ihnen sehr zu Dank verpflichtet, daß Sie mir dieselbe gezeigt haben. Gute Nacht!“

Ruhig und selbst von dem wachsenden Auge des alten Mannes unbemerkt, legte er ein Goldstück auf den Tisch nieder, dann ging er den kleinen schlechtgepflegten Gartenpfad entlang und bestieg wieder sein Roß.

„Ein schöner Abend, gnädiger Herr; Sie werden noch einen angenehmen Ritt haben.“

Der alte Arbeiter hatte das Goldstück noch nicht gefunden, trotzdem war sein Ton jetzt verändert, klang sogar respektvoll, obgleich er selbst wohl nicht hätte sagen können, weshalb sein Besucher in ihm diese plötzliche unwillkürliche Veränderung verursacht. Dieser griff freundlich an seinen Gut in Erwiderung der etwas linksinnigen Verbeugung des alten Mannes und trabte auf dem Anger dahin.

Lange Zeit kam keine andere menschliche Behausung oder nur ein menschliches Wesen in Sicht; endlich erreichte der einsame Reiter einen Heckendurchlaß, durch welchen eben eine Frau mit einem schwerem Bündel Getreide und einem Kinde auf dem Arme kletterte. Royden wartete, bis sie auf dem Anger angekommen und redete sie dann an:

„Sie sind ja heute Abend schwer beladen; lassen Sie mich die Kleine nehmen, so lange wir denselben Weg haben.“

Mit diesen Worten nahm er das kleine Mädchen vor sich auf sein schönes, schwarzes Pferd, während die Mutter ihn ängstlich beobachtete, bis sie das stolze Entzücken des Kindes, welches sich so sicher in seinen erhabenen Position fühlte, bemerkte.

„Sie haben gewiß Mehren gelesen,“ begann Royden, indem

er seines Pferdes Schritt dem der ermüdeten Mutter anzupassen suchte.

„Ja, Herr.“ — Eine kleine Pause.

Roydens Wunsch war, die Zeit nicht bloß hinzubringen, sondern dieselbe auszunutzen.

„Ich komme,“ sagte er, „von jener verfallenen Hütte am Rande des Abbotsmoorer Gehölzes; kennen Sie dieselbe? Die Territs wohnten dort, ein Bergmann und seine Tochter, welche zu der Zeit, als der Mord des alten Barons Myddelton vor den Gerichten verhandelt wurde, viel von sich reden machten.“

„Ich erinnere mich,“ antwortete die Frau respektvoll, „wenigstens dunkel. Margarethe Territ heirathete bald nachher, aber ich brauche Ihnen das wohl nicht zu erzählen, Herr; denn wer die Geschichte von dem Mörder und dessen Flucht bald nachher aus dem Gefängnis kennt, wird auch von der Heirath der Margarethe gehört haben.“

„Lebt ihr Mann noch?“

„Nein, Herr, so viel ich erfahren, nicht; indes kann ich es nicht mit Bestimmtheit behaupten; ich weiß nur, was meine Ohren zufällig aufgefangen haben. Margarethe soll jetzt hier irgendwo in der Nachbarschaft sich aufhalten. Gesehen habe ich sie jedoch hier nie, nur habe ich gehört, daß sie vor einiger Zeit als Witwe zurückgekommen ist, doch kann es auch mehrere Meilen von hier sein, wo sie lebt; ich weiß eben weiter nichts, als daß sie, wie man sich erzählt, irgendwo hier herum wohnt.“

„Sie sind also sicher, daß sie Wittwe ist?“ fragte ihr Begleiter wieder.

„Man sagte es, als sie ankam, das ist Alles, was ich weiß.“

„Sie gehören wohl nicht in diese Gegend? Ich meine damit, Sie haben hier nicht Ihr ganzes Leben verbracht?“

„Nein, Herr; ich bin hier erst seit meiner Verheirathung vor etwa vier Jahren. Ich stamme weiter oben aus dem Lande, aber mein Mann hat hier immer gelebt; doch auch er weiß nicht mehr über die Territs, als ich. Der alte Mann war in einer Grube verunglückt und lag lange krank darnieder. Ebenso wenig kann ich Ihnen sagen, warum Margarethe wieder zurückgekehrt ist, um ihr Leben hier zu beschließen; ich weiß eben nur, daß sie als Wittwe mit einer kleinen Pension zurückgelassen ist, eben genug, um davon zu leben.“

„Und Sie können mir auch nicht den Namen ihres verstorbenen Mannes sagen?“

„Nein, in der That nicht, Herr; ich wüßte auch nicht, wer es könnte. Es scheint nicht, daß derselbe damals bekannt geworden ist, oder besser, daß man sich um ihn viel gekümmert hat. — Doch da ist unsere Hütte, Herr, dort über jenes Feld hin, und wir müssen den Weg da hinauf — danke Ihnen schön.“

Fortsetzung folgt.

## Die Mitgift.

Von Alfred Savoret.

I.

„Du bist zu freundlich mit ihm,“ sagte die Mutter.

„Aber, Mama . . .“ wendete die Tochter ein.

„Ich glaube, er hat es nur auf Deine Mitgift abgesehen,“ erklärte die würdige, schon ein wenig ergraute Dame im bestimmten Tone.

„Aber, Mama, wie kannst Du nur so von ihm denken!“ meinte Käthchen und wendete sich, wie verlegt, zum Fenster. Schmollend sah sie auf die Straße hinaus — vielleicht geht der liebe Mensch gerade vorüber, dessen reine Absichten man hier so zu mißdeuten wagt.

„Weißt Du, Kind, Du hast noch keine Ahnung vom Leben, Du weißt nicht, wie die Männer sind, wie sie denken, wie vorsichtig sie empfinden.“

„Schon gut,“ warf Käthchen, die Lippen trozig aufwerfend, ein.

„Laß Dir von mir sagen,“ fuhr die Mutter unbeirrt fort, „sie sind alle Spekulant, sie heirathen mit der Tasche und nicht mit dem Herzen, alle.“

„Alle — das ist schon möglich, aber Alfred nicht, er ist eine Ausnahme.“

„So? Das ist aber rasch gegangen. Ich bewundere nun die heutigen Mädchen, mit welcher Schnelligkeit sie den ererbtesten jungen Menschen, der blond, geimpft ist und gerade Glieder hat, zur Ausnahme avanciren lassen. In der Regel irrt man sich bei Ausnahmen, glaube mir das, ich habe Erfahrungen.“ versprach sich im Eifer die Mutter. „Alfred ist ein leichtsinniger Mensch,

ber den Luxus liebt, seine großen Bedürfnisse zwingen ihn zu profaischer Lebensauffassung.

„D nein — er ist sehr romantisch, mehr als nöthig ist. Sieh nur hin, dort liegt das Bouquet, das er heute geschickt hat — lauter werthvolle Blumen, die ein Heirathsgeld kosten müssen.“

„Ach, die Blumen! Die bleibt er schuldig, man kennt das. Die hofft er sicher schon von Deiner Mitgift bezahlen zu können.“

„Ja, wenn Du alles so auslegst, dann ist heute mit Dir überhaupt nicht zu verkehren“, erklärte Käthe ein wenig nervös.

„Sei nicht kindisch, das paßt nicht für ein heirathsfähiges Mädchen.“

„Ich will kein heirathsfähiges Mädchen mehr sein,“ schluchzte Käthe in ihr Taschentuch hinein.

„Na, na, na; so ernst war's ja nicht gemeint; laß Dir die Thränen lieber für die Ehe, dort werden sie mehr am Platze sein, und jetzt prüfe ihn, ob er Deiner würdig ist, das ist das Wichtigste.“

„Nein, ich werde ihn nicht prüfen,“ rief Käthe trotzig.

„Mach keine Dummheiten, ich meine es doch gut mit Dir, Du verdienst Deiner Vorzüge wegen geheirathet zu werden und nicht wegen Deines Sparkassenbuches.“

„Das Sparkassenbuch ist ihm ja auch Nebensache. Deshalb allein kommt er nicht in unser Haus. Andere Mädchen haben ja auch Sparkassenbücher. Und dann etwas Geld muß doch jeder Mann bekommen.“ — Käthe wischte sich die Thränen aus den Augen und fuhr in der Enthüllung ihrer innersten Anschauungen fort: „In der Ehe hat man ja doppelte Bedürfnisse, kleine und große Wünsche, man spaziert an Auslagen vorüber, man geht ins Theater, man macht seine Sommerreise . . .“

„Und so weiter, mein süßes, gutes, verwöhntes Kind! Aber trotz alledem dulde ich nicht, daß meine Tochter wegen des Geldes geheirathet wird, und deshalb wollen wir vor Alfred eine kleine Komödie aufführen . . .“

„Eine Komödie? Ich soll ihn also betrügen?“

„Nur sehr oberflächlich. Wir werden sagen, daß wir durch einn Konkurs unseres Banquiers unser Geld verloren haben, daß wir uns nun einschränken müssen, wir werden ihm ein sehr ernüchterndes Sparsystem vorlegen, und über unsere jammervolle materielle Lage seufzen. Wenn er dann noch Lust hat, Dich heimzuführen, so ist er ein braver charaktervoller Mann und Deine Hand ist ihm sicher. Mein Kind, ich will, daß Du mit Illusionen in die Ehe trittst.“

„Aber, Mama, ich trete ja auch so mit Illusionen in die Ehe, trotzdem wir Geld haben.“ wehrte energisch das kleine, hartnäckige Persönchen ab. „Uebrigens, ich bin einverstanden, ich spiele die Komödie mit; ich bin so aus vollem Herzen überzeugt, daß Alfred siegen wird und Du selbst ihm den Lorbeer, das heißt das Sparkassenbuch, behändigen wirst.“

„Um so besser. Dann gratulire ich Dir zu Deinem Optimismus. Du mußt Dich nur gründlich verstellen und die Heuchelei von Noth und Elend geschickt durchführen.“

„Aber ja — ich habe doch einmal in einer Dilettanten-vorstellung mitgewirkt, es macht mir Spaß, jetzt wieder Theater zu spielen und eine verblendete Mama von einer Einbildung zu kurieren.“

„Wir werden schon morgen, wo er eingeladen ist, ein schlechteres Mittagsmahl haben.“

„Das nicht — beim Essen soll man nicht sparen.“

„Siehst Du, Du verhässchertes Kind . . .“

„Ja, ich sehe, Mama, wie nöthig ein Mann, der mich heirathet, die Mitgift hat. Na aber, meinestwegen ein schlechteres Mittagsmahl. Es ist mir ohne dieses schon alles gleichgiltig.“

II.

Man spielte vor Alfred die hübsch erdachte Komödie bestim- gungster Armuth. Die gute Mutter ging in ihrer Rolle auf. Sie segnete herbzbrechend mit kurzen Kunstpausen und weinte in seiner Gegenwart dem verlorenen Gelde zahlreiche Thränen nach, ein Effekt, der seine Wirkung nicht verfehlen konnte. Anfangs war Alfred bestürzt, doch rasch gewann er seine Haltung und tröstete mit warmen Worten die beiden Damen, indem er kategorisch er- klärte, daß ja das Geld nicht alles sei. Und er schielte dabei so eigen nach Käthe. Die Mutter spielte natürlich besser, als die naive Tochter, wiewohl auch diese sich stets dem Ernste der Situation anzupassen verstand. Die Mutter bat ihn, er möge ihnen nur in dieser „schweren Zeit“ beistehen, sie brachten bringend seinen Rath. Er war sehr liebenswürdig und stellte sich ihnen ganz zur Verfügung. Die Mutter sprach davon, daß man in erster Reihe die theuren Möbel verkaufen

müsse, wiewohl ihr der Abchied von denselben schwer fallen werde. Er beruhigte sie und meinte, daß er den Abschieds Schmerz ein wenig lindern würde, da er die höchsten Preise herauszuschlagen gedente. Einige Tage später überraschte er die Damen mit der angenehmen Mittheilung, daß einer seiner Bekannten sich entschlossen habe, das ganze Mobilar zu kaufen und bereits am Nachmittag vorzuzupreden geneigt sei. Die Mutter erschrak bei dieser angenehmen Mittheilung, was den eifrigen Alfred nicht wenig in Erstaunen setzte. „Eine Verwandte hat sich unser angenommen,“ stotterte sie, „so daß wir vorläufig die Möbel noch behalten können. Wir danken Ihnen jedenfalls für Ihre freundlichen Bemühungen.“

So bestrebt sich Alfred in jeder Hinsicht, die Lage der plötzlich verarmten Familie zu erleichtern. Er sendete ihnen Kleinigkeiten, einige Kilo Kaffee, einige Zuckerbrote und derartiges ins Haus, da er bei den verchiedenen Mahlzeiten den großen Mangel an diesen Gegenständen konstatirt hatte. Verjöhlen von der Seite schaute Käthe zu Mama hinüber, so oft diese gezwungen war, dem lieben guten Alfred für seine Aufmerksamkeit, die ja ganz überflüssig seien, da sie noch Vorrath aus den guten Zeiten hätten, den Dank auszu- sprechen. Das lustige Mädchen, daß die Armuth so leicht trug, konnte sich in solchen Momenten kaum des Lachens ent- halten. . . .

III.

Eines Tages hielt Alfred um Käthchens Hand an. Die Mutter sah ihn erstaunt an und fragte ihn, ob er seine Werbung in Ernste meine. Sie erzählte ihm noch einmal ihre bittere Leidensgeschichte. Er erklärte, daß er Käthchen liebe und ihm alles andere höchst gleichgiltig sei. Die Mutter hätte ihm für so viel Romantik um den Hals fallen mögen. Am liebsten wäre sie gleich ins Nebenzimmergegangen, um die Sparkassenbücher zu holen.

Bevor das Paar die Hochzeitsreise antrat, behändigte Mama dem Bräutigam einen kleinen Betrag, den sie noch von ihrem Vermögen „gerettet“ zu haben vorgab. Alfred nahm ihn fast unwillig und sprach von seiner Liebe zu Käthchen. Als sie von der Hochzeitsreise heimkehrten, eilte Käthchen zu Mama und fiel ihr weinend zu Füßen:

„Ich bitt' Dich, theures Mamachen,“ schluchzte sie, „gieb endlich dem armen Alfred das Geld, es geht uns so schlecht, er braucht es so dringend. . . . Ich habe damals gefürchtet, daß er mich sonst nicht nimmt und habe ihm schon längst alles ge- standen. . . .“ (W. Br.)

### Ueber den Völkergeruch.

Eine ethnologische Plauderei.

Ludwig Jacobowski beschäftigt sich in den „Münch. Neust. Nachr.“ mit dem unlängst erschienenen Werke „Ethnographisches und Verwandtes aus Guayana“ des bekannten Ethnologen Pro- fessor Dr. W. Joest. In diesem Werke wird von Neuem eine Frage erwähnt, welche in der Ethnographie schon zu manchen Diskussionen Anlaß gegeben hat. Joest ist auf Grund seiner zahlreichen Reisen zu der Ueberzeugung gelangt, daß eine Reihe von Völkern einen spezifischen Geruch an sich hat, der von dem anderer Völker auffallend verschieden ist. Er citirt den Berliner Anthropologen G. Fritsch, der von den Zulu behauptet, sie riechen zwar, weil sie sich selten oder gar nicht waschen, die Kaffern dagegen, die ungemein sauber sind, hätten einen fürchter- lichen Geruch an sich. Professor Joest konstatirt die gleiche Er- fahrung bei den Buschnegern Guyanas und erzählt, er habe Neger gekannt, die wie Jagdhunde die Kleider verschiedener Eu- ropäer unterscheiden konnten. Für Joest ist die Völkergeruch ein ethnologisches Moment. Der Egyptianer riecht nach Gels- schweiß; die reizende Indierin nach parfümirtem Kuchmist, die Japanerin nach Wachspomade, die schönste Nasuto, die Kubierin nach ranzigem Fett oder verdorbenem Ricinusöl. Wer einmal in China oder sonstwo im Auslande in einem chinesischen Viertel war, wird den Chinesen-Geruch nicht vergessen oder, wenn er ihn vergessen hat, so wird er, sobald er den ersten Chinesen wieder sieht und riecht, sich in das betreffende Milieu zurückverlezt glauben.“

Die Gegner der Theorie von der Existenz eines spezifischen Völkergeruches sind eigentlich nicht zu widerlegen. Wer von den Reisenden nichts riecht, ist nicht gut von dem Vorhandensein seltsamer Hautgerüche zu überzeugen. Professor Joest führt selbst das Urtheil eines in Kamerun verstorbenen Freundes, Dr. Ludwig Wolf, an, der sich stets dagegen gesträubt hatte, zuzugeben, daß den Negern ein besonderer, den Europäern widerlicher

Geruch anhaftet. Gerade der Geruchssinn ist nicht sehr stark beim Menschen ausgebildet und variiert bei den einzelnen Individuen außerordentlich.

Können die Gegner der Theorie vom Völkergeruch nur bei ihrem einfachen „Nein“ bleiben, so können die Anhänger aus der Ethnologie ein nicht zu unterschätzendes Material herbeibringen. Die Japaninnen, Kanakinnen und Malayinnen erklären, wie Joest berichtet, nach verdorbenem Del und Schunler erklärt, daß er den Geruch, den die Chinesen ausströmen, nicht verzeihen könne. Bastian berichtet, daß die Araber des Omanstammes, wenn sie nach längerem Aufenthalt von den ostafrikanischen Seen in ihre Heimath zurückkehren, von ihren Angehörigen gemieden werden. Sie müssen längere Zeit bei schmaler Kost eine abgelegene Hütte bewohnen und erst wenn sich ihr Negergeruch verloren hat, wird es ihnen erlaubt, die Dörfer wieder zu betreten. Ferner giebt es nach Bechels Angaben verschiedene Ausdrücke bei den Creolen, um die schwachen Ausdünstungen der Amerikaner (catinca) und die starken unangenehmen der Krautner (soreno) zu bezeichnen.

Ob den Juden ein spezifischer Völkergeruch zugeschrieben werden muß, ist unwahrscheinlich. Zwar ist es bekannt, daß die jüdischen Stadtviertel in Nordafrika sich durch nichts weniger als durch Sauberkeit auszeichnen, aber der Völkergeruch rührt nicht immer von unsauberer Wohnung oder von einer schlechten Hautpflege her, sondern er zeigt sich gerade bei reinlichen Individuen. Insofern kann man die Ausdünstungen der schmutzigen Judenviertel mit dem Worte „foetor judaicus“ bezeichnen. Auch die unzweifelhafte Vorliebe der Juden im Osten Europas für lauchartige Gewächse hat nicht einen spezifisch jüdischen Völkergeruch hervorgebracht, denn die Italiener und Provenzalen sind auch starke Lauchesser. Deshalb kommt Richard Andree zu dem Ergebnis, daß sich kaum ein besonderer Jüdengeruch wird nachweisen lassen. Zwar heißt es im Ammianus Marcellinus XXII, 5 „foetentium Jadaeorum et tumultantium“, als ob es sich um „übelriechende“ Juden handelte, jedoch steht in neueren Textausgaben, daß foetentium eine Verbesserung aus zweiter Hand sei und daß ein Copist statt eines p ein f geschrieben hatte.

Prüft man das Material, das sich über den Völkergeruch vorfindet, so wird man zugeben müssen, daß die Frage immer mehr zu Gunsten der Anhänger der Theorie von Völkergeruch zuwendet. Damit ist aber erst eine Frage erledigt. Andere verlangen dann notwendig eine Antwort. Wie hängen diese verschiedene Völkergerüche mit den Rassen zusammen? Ist der Völkergeruch ein Element, das die Unterscheidung der Rassen befähigt? Welches sind die physiologischen Ursachen dieser verschiedenenartigen Hautausdünstungen? Wie sind sie vom Klima, von der Kleidung und Nahrung abhängig? U. s. f.

Bei den Angaben über den Völkergeruch hat man weniger die Leugner, als die Falscher zu fürchten. Ein politisches Moment ist es nämlich, das eine Reihe erlogener Angaben über Völkergerüche hervorgebracht hat. Ueberall, wo ein Volk ein anderes haßt, ist es bestrebt, dem Objekt seines Hasses die schlimmsten Eigenschaften beizulegen. Eine noch ungeschriebene Geschichte des Völkerhasses würde eine ganze Methode nachweisen können, nach welcher Völker einander verläumdern. Jedes Volk hält das andere für schlechter, ein Volk wirft dem andern Unglauben und Falschheit vor. Die Araber der Sahara glaubten nach Nachtigalls Schilderung, die Christen seien eine Art amphibischer Wesen und ihr Schimpfwort war: Du Jude, Du Christ! Ein anderes Volk glaubt wieder, sein Nachbarvolk hätte regelrechte Schwänze am Rückenende, um es dadurch auf ein thierisches Niveau hinabzudrücken u. A. m.

Zu den Mitteln, ein Volk einem andern verhaßt zu machen, gehört auch die Fabel von schlechten Geruch. Wie ein Volk Lieblingsgerüche hat, so hat es auch Lieblingsgerüche und ein unangenehmer Geruch ist ihm, rein physisch genommen, ein Gegenstand des Abscheues. Dieses politische Moment ist wohl zu berücksichtigen, wenn man beurtheilen will, was an den Erzählungen von Völkergeruch Wahrheit und was Fabel politischer Macho ist. Als im Jahre 1892 in China eine heftige Hebe gegen die Europäer ausbrach, war eines der ersten Argumente, die die Agitatoren dem Volke aufschwanzten, die Europäer röchen abscheulich. Der „Nord China Herald“ meldete, von den Europäern, den „fremden Teufeln“, gina ein für chinesische Nasen gräßlicher Geruch aus. Ein chinesischer Gelehrter z. B. erzählte, dieser Geruch sei für ihn so unangenehm und wirke derartig stark auf ihn ein, daß er ihn empfände, wenn ein Weißer in einem Zimmer gewesen wäre. Ja der Geruch setze sich in seine Kleider fest, und käme er zu seinen chinesischen Freunden, so

sagten diese zu ihm: „Aha, Du bist wieder bei den Fremden gewesen, wir riechen es.“ Erscheint dieser Europäer-Geruch äußerst fraglich, so gilt das noch mehr von dem — Preußen-Geruch. Auch er ist wesentlich eine politische Erfindung, zu dem Zwecke ausgedacht, dem Preußenthum vom Jahr 1870 eines auszuweisen. Und in der That ist er ein Produkt französischer Phantasie.

In seinem lehrreichen Buche über „Die französische Novellistik und Romanliteratur über den Krieg 1870/71“ (Berlin, W. Gronau) giebt Prof. Roschwitz aus Greifswald eine tragikomische Sammlung von Beweisen intensiven Preußenhasses jenseits der Vogesen. Ein Schurke, Verräther, Schuft, Lump u. ist immer noch besser als ein Preussien. In einer Novelle heißt es von diesen: „Sie sind häßlicher als die Raupen, böser als die Kattern und so schmutzig, daß man sie nur mit der Zunge anfassen kann, denn sie waiden sich nur einmal im halben Jahre“. Preußen todzuschlagen, erscheint als ein patriotisches Verdienst, denn „das giebt einen sehr guten Dung“. Zu diesen Vorwürfen gesellt sich nun auch der des häßlichen Völkergeruches. So fabelte ein Franzose: „Zunächst bemerkte man an ihnen eine Art „Wildgeruch“, an ranzigen Talg und nassem Leder erinnernd, oder nach einer andern Quelle, aus Tabak-, Speck- und Ledergeruch zusammengesetzt, und von solcher Schärfe, daß er sich in den Möbeln und Wänden festsetzte.“ Andere nannten diesen Geruch „Preußengeruch“.

Ich weiß nicht, ob französische Ethnologen und Anthropologen diesen „Preußengeruch“ als wissenschaftliches Faktum nehmen. Ich glaube nicht daran. Wenn auch Quatrefages seinerzeit die Existenz einer preußischen Rasse hat nachweisen wollen, so hat doch die Wissenschaft dieses Buch des berühmten Franzosen als eine Verirrung bezeichnet, die durch politische Antipathien hervorgerufen worden sei. Quatrefages hat aber immerhin einen wissenschaftlichen Nachweis versucht. Die Franzosen aber, die an die Existenz des Preußengeruches glauben, können für sich nichts weiter ins Feld führen, als ihren Chauvinismus. Der hat aber auf dem Boden der Wissenschaft kein Heimathsrecht!

### Allerlei.

Der Gipfel der Geschmacklosigkeit. Auf dem Wege über Frankreich ist loeben eine ganz nagelneue Cotillontour nach Deutschland gekommen, die den Namen: „Mensur im Ballsaal“ führt. Ihr Pringis ist im Grunde wie das vieler älterer „Nummern“ die Wahl, welche eine Dame zwischen zwei ihr präsentirten Tänzern zu machen hat. Während aber sonst entweder der Zufall oder der freie Wille der schönen Richterinnen die Entscheidung zu treffen hatte, kommt es bei der neuen Tour auf die Tüchtigkeit und Gewandtheit der beiden Tanzbewerber an, denn es handelt sich um einen Waffengang mit Stöckchen. Die Requisiten bestehen ganz ordnungsgemäß in zwei Fuchshäuten, zwei Handschuhen und zwei Fleurets, an deren Enden sich je ein mit — Puder gefülltes Rissen befindet. Die Häuten sind zierlich, mit dünnem Drahtgeflecht versehen, und wenn sie auch nur Galanteriearbeit sind, so macht doch das Ganze einen ganz kriegerischen Eindruck, zumal da die Fleurets zwar besonders leichte, aber doch immerhin reguläre Wertreter ihrer Art sind. Der Verlauf, den diese Tour, die besonders viel an Reiz und Bedeutung gewinnt, wenn eine große Zahl von „Adameskern“ oder Offizieren anwesend ist, zu nehmen hat, ist folgender. Der Tanzordner führt zwei Herren an eine Dame heran, von welcher zu gleicher Zeit das „Rechtzeug“ deponirt wird, und beide Herren bitten die Begleitenswerthe zugleich um einen Tanz. Sie zuckt aber die schönen Schultern und weist mit dem Köcher auf die Waffen und sonstigen Fechtrequisiten, mit denen dann die beiden „Feinde“ sofort von h rbeilenden, mit Fuchsschwänzen geschmückten „Schlossrücken“ bekleidet werden. An die Seite jedes der „Paukanten“ stellt sich ein „Sekundant“, in einiger Entfernung steht der „Unparteiische“, der auf das so mlich vorgebrachte Ersuchen: „Herr Unparteiischer, wir bitten um Stentium für einen Gang Stöckchen, siebzehn und eine halbe Minute, eventuell bis zur Abfuhr“ feierlich verkündet: „Stentium für die Mensur“. Dann erschallen die üblichen vorbereitenden Kommandos, und auf den Ruf „los!“ beginnt ein mehr oder weniger regerter Gang Fleurets, bis der eine der Paukanten die durch das Puderfischen klar bezeichnete weiße „Todeswunde“ auf der Brust des Frachs aufzuweisen hat. Nun ruft der Sekundant des Siegers: „Halt! . . . Herr Unparteiischer, ich bitte, drüben einen „Blutigen“ zu konsultiren.“ Der „Unparteiische“ betrachtet die Wunde, und der Sekundant des Besiegten erklärt „Abfuhr“. Nun tritt die Dame, der hohe Kampfspreis, wieder in Aktion. Mit einer Cotillonschleife verbindet sie grazios die „Wunde“ des Besiegten, mit dem Sieger jedoch wagt sie ebenio grazios gleich darauf davon. Das ist die neueste Cotillontour: „Mensur im Ballsaal.“

Verantw. A. d. Verf. Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.